

Gott und die Welt

Der Tag, an dem die Welt entstand, der soll eigentlich nicht genau gekannt werden. Damals gab es nämlich noch gar keinen Tag, da sich unsere Erde noch nicht um ihre Achse drehte. Aber so eine Religion, die eigentlich die moderne Naturwissenschaft völlig außer Acht läßt, die sollte eigentlich auf den Müllhaufen der Geschichte. So jedenfalls ist die Meinung mancher Menschen, die sich hüten, diese Gedanken laut zu sagen, aber die so denken. Aber wie, wenn schließlich gar keine Religion mehr übrigbleibt? Wenn wir nur noch an den morgigen Tag denken, aber nicht, wie wir in einem Jahr, oder in hundert Jahren sein werden? Wenn wir also nur die Hand vor den Augen sehen? Dann sind wir auch nicht klug.

Dann legen wir Wert auf gute Sitten. Diese sind aber leider nicht immer so gut, wie unsere alten Politiker es sagen. Sie denken, daß wir immer die beste Politik, die schönsten Berufe, die besten Erfolge haben. Diese kommen aber auch nicht von selbst. Das heißt, wir müssen und schon etwas anstrengen, damit die Menschheit Fortschritte machen kann. So wollte schon ein kleiner Zirkel, der einst in Hamburg gegründet wurde, sofort mit den Erfolgen der Forschung, die er erreicht hatte, an die Öffentlichkeit. Doch was war die Folge? Die Zeitungen, die sich nicht dafür interessierten, blockierten die Berichterstattung darüber. So konnte man aber keine Forscher und Neugierige suchen. Wir wurden also weggedrückt und durften nur im kleinsten Kreise darüber berichten. Heute hat dann eine große Zeitung, die uns sonst wegließ, plötzlich darüber berichtet. Das haben wir auch schon erhofft, aber viel früher.

Diese Zeitung, die sich nun eigentlich nett und weise verhielt, riet uns, daß wir uns nicht zu sehr auf sie verlassen sollten. Wir sind imstande, auch eine kleine Zeitung zu machen, und wenn wir viel Glück haben, dann sollte sie auch einmal groß und mächtig werden. Alle, die uns dabei helfen, werden hier aufgerufen, die Zeitung zu unterstützen. Bitte versuchen Sie, diese in Ihrer Gegend zu besorgen. Wenn sie nicht geliefert werden kann, melden Sie das dem Herausgeber. Eine Gelegenheit, diese Zeitung zu kaufen, ist, die größten Bahnhofsbuchhandlungen aufzusuchen: die Wandelhalle im Hamburger Hauptbahnhof, dort nach „Buch und Presse“ zu fragen. Die Zeitung heißt **Hamburger Nachrichten**.

Die Dresdner können die Zeitung auch schon in ihrer Stadt kaufen.

Unsere Zeitung (nicht nur Herr Helzel, sondern auch die Verstorbenen) wünscht allen Mitgliedern und Abonnenten

Trohe Weihnachten und alles Gute im neuen Jahre!



25. Jahrgang

1/2010

IM ALLTAG

Vorwort

Liebe Leser!

Dieses Heft mußte leider verspätet erscheinen, da noch möglichst viele Neuigkeiten hinein sollten. Bitte versuchen Sie, durch Einsendung eigener Beiträge das nächste Heft zu unterstützen. Wir hoffen, das nächste Jahr pünktlicher erscheinen zu können.

Sofern Sie den Mitgliedsbeitrag für 2010 noch nicht gezahlt haben, bitten wir Sie, das noch nachzuholen.

Dipl.-Ing. Gerhard Helzel

Herausgeber und Schriftleiter:

Dipl.-Ing. Gerhard Helzel

Timm-Kröger-Weg 15, D-22335 Hamburg, Tel. (040) 50 53 74

Mitgliedsgebühr € 15,—/ Einzelheft 9,— incl. Porto

ISSN 1617-0873

Zusendung gegen Voreinsendung eines Verrechnungsschecks oder Überweisung:
Konto Hamburger Sparkasse 1215 46 37 44 (BLZ 200 505 50)

www.romana-hamburg.de/zeitschr.htm

Verein

Tonbandstimmen-Forscher Hamburg e. V.



Inhalt

Inhalt	2
Mitgliederversammlung	3
Prof. Senkowski im „Hamburger Abendblatt“ (<i>Martin Häusler</i>)	6
Menschenwürde nur für Christen? (Über Bischoff Hubers neues Buch) (<i>C. Werner</i>)	12
Neues über die Lehre der Kirche	18
Neues vom Chronovisor (<i>Martin Badura</i>)	20
Ein Interview	22
Ein Film über zerstörte Hamburger Kirchen	23
Gott und die Welt	24
Die Beiträge ohne Namensangabe sind vom Herausgeber.	

1. Vorsitzender: Dipl.-Ing. Gerhard **Helzel** (s. S. 1),
2. Vorsitzende: Ingrid **Prehn**, Sonnenland 46a, 22115 Hamburg, Tel. 040/712 45 59.

Wichtig: Mitgliedsgebühr!

Bitte nicht vergessen: Unsere Hefte sind in mühevoller, langwieriger Arbeit von Hand gemacht worden. Wenigstens die Druckkosten sollten dabei hereinkommen. Daher bitte ich, nicht zu sorglos mit der Sache umzugehen, sonst kann der Versand plötzlich unterbleiben.

G. Helzel

Kurznachrichten

Liebe Mitglieder, bitte beachten Sie besonders unsere Weihnachtsausgabe der Zeitung ‚Hamburger Nachrichten‘, welche in Hamburg über die Bahnhofsbuchhandlungen usw. verkauft wird.

Unser Bruderverein ‚VTF‘ (Verein für Transkommunikationsforschung e.V.) hat sich inzwischen von dem etwas merkwürdig emphatischen Jürgen Nett als 1. Vorsitzenden getrennt. Nett war immer wieder positiv, weil er alles mögliche wollte, aber er konnte nicht mit Akademikern, wie ich selbst erfahren habe.

Dafür ist nun ein Techniker an die Spitze dieses Vereins gewählt worden: Christian Hilpert (60), Mitinhaber einer Firma im Bereich Medienventiltechnik, wohnhaft in Braunschweig. Zum 2. Vorsitzenden wurde der Facharbeiter (Dreher) Jürgen Nennstiel (geb. 1942) aus Kamen gewählt.

Leider erkrankte der für die Redaktion und Internetpräsenz des ‚VTF‘ zuständige Stefan Bion, so daß die Kommunikation zwischen mir und dem ‚VTF‘ zur Zeit leidet.

Weiterhin sind uns die Hände hier in Hamburg noch gebunden, da die Herausgabe der Zeitung ‚Hamburger Nachrichten‘ Vorrang hat vor Vereinswerbung. Sie muß erst in Hamburg noch bekannt werden, denn sie ist seit der Einstellung 1939 ja weitgehend in Vergessenheit geraten. Diese Zeitung konnte im Winter 2010 immerhin schon das vierte Mal hintereinander in Farbe auftreten, da die Grossisten sie immerhin einigermaßen verkaufen.

Ein Film über zerstörte Hamburger Kirchen

Ich arbeite an einem Film über Hamburger Kirchen, welche heute so nicht mehr vorhanden sind. Sie wurden entweder beim Großen Brand 1841 oder bei der Bombardierung Hamburgs 1943–45 vernichtet. Dadurch können wir etliche Kirchengemeinden kennenlernen, die wir sonst nie kennengelernt hätten.



Es sind zwar keine historischen Filmaufnahmen mehr vorhanden, doch konnte ich noch viele alte Photographien sammeln, die in den Film eingebunden und animiert werden. Die Abbildung links zeigt eine Kirche, die kaum jemand mehr in Erinnerung haben dürfte: die St.-Anskar-Kirche am Valentinskamp, heute St.-Anskarplatz. Von ihr ist überhaupt nichts mehr vorhanden. Unsere Filmkamera muß dennoch arbeiten: Ich fuhr auch zu den Stellen, wo diese Kirchen einmal gestanden hatten, und nahm auf, wie es heute dort aussieht. Auch die Gegenwart hat heute moderne Kirchen neu gebaut, doch sind die meisten so häßlich, daß sich die Filmaufnahmen nur deswegen lohnen, weil ich zeigen kann, wie viel Schönes nun vernichtet ist. Auch eine mögliche Vorführung des Filmes habe ich schon ein wenig eingeplant. Ich besuchte dazu zwei evangelische Pfarrer. Dazu nahm ich auch mit der katholischen Gemeinde des „kleinen Michel“ Verbindung auf.



Die hier links abgebildete Kirche gehörte auch zu den anmutigsten ehemaligen Hamburger Kirchen, die nicht wieder aufgebaut wurden. Es handelt sich um die Hammer Kirche. Ihre kostbare Arp-Schnitger-Orgel wurde ein Raub der Flammen.

Auch die rechts abgebildete

„Erlöserkirche“ gehört zu den vernichteten Kirchen, die früher eine besondere Ausstrahlung gehabt haben, die aber nach der Zerstörung nur durch eine Art Fabrikschornstein-ähnliche Konstruktion, die keinerlei religiöse Erinnerung bewahrt, ersetzt wurden.

Ich habe viel Arbeit in diesen Film gesteckt und hoffe, daß er gut ankommen wird.



Ein Interview

Am Donnerstag dem 12. August war eine junge Dame, die noch in der journalistischen Ausbildung ist, zu Besuch beim Herausgeber. Sie heißt Julia Profinger, kam genau um 17 Uhr, und war so begeistert, daß sie erst nach sechs Stunden, gegen 23 Uhr, wieder ging. Sie hatte den Abendblatt-Artikel über die Stimmen gelesen und war neugierig geworden. Als eine junge Frau, die gerade in der Ausbildung beim Hamburger Verlagshaus Gruner & Jahr ist, brauchte sie ein interessantes Thema.

Sie war etwa 20 Jahre alt, niedlich, aber gutaussehend, intelligent, gleichzeitig sehr wißbegierig, und konnte kaum ablassen zu fragen.

Anfangs fürchtete sie, daß sie die Stimmen nicht verstehen würde. Das war jedoch ein Irrtum, wie sich herausstellte. Vielmehr war sie gleich bei der ersten Stimme, die ich ihr vorführte, einfach toll, weil sie im Gegensatz zu älteren Besuchern alles sofort gut verstand.

Mit ihr hatte ich zwar insofern Pech, als ihr Artikel im Augenblick vom Verlag nicht angenommen wurde, doch war das eigentlich nicht ungewöhnlich. Man muß schon selbst ein interessierter, aufgeschlossener und wachsender Zeitgenosse sein, wenn man sich für solche Randthemen, wie die Stimmen leider für die meisten Menschen noch sind, interessiert.

Die Fragen stellte sie so, daß ich bereits ein wenig ahnte, daß es aus der Veröffentlichung des Berichtes hier nichts werden würde. Sie waren nämlich zum Teil eher für eine Frauenzeitschrift als für die sehr trockenen Erzeugnisse der Hamburger linken Presse geeignet.

Am besten gefiel ihr meine lange Schilderung der Frauen, die ich kannte, und die von den Stimmen erwähnt wurden. Sie wollte alles wissen über Olga, deren Stimme sie gut verstand, über die immer wieder von den Stimmen erwähnte Dunja, und man mochte sich eigentlich freuen, daß jemand so etwas wirklich einmal erzählen konnte, was andere nicht vermögen: Daß nämlich kein Zufall, sondern eine Vorhersehung in alles eingreift, und man das auch hören konnte.

Bei den von ihr gewünschten Einspielungen fing ich mit Experimenten mit dem „Voice Tracer“ an, was sie auch verstand. Dann suchten wir meine Küche auf, wo ich mit dem Bleistift am Mikrowellenherd Geräusche erzeugte und diese dann zunächst als Quietschen zu hören waren, danach aber durch verlangsamte Wiedergabe zu kleinen, aber deutlichen Stimmen wurden. Man hörte: „Tote“. Daß gerade dieses Wort so laut und deutlich kam, war verständlich, da sich die Toten deutlich zu erkennen geben wollten. Sie hatten ja kaum noch Hilfe, so daß wir uns mit den Ergebnissen sehr freuten.

Nach vielen vielen Fragen, die sie mir gestellt hatte, ging Frau Profinger endlich so zufrieden wie selten jemand nach Hause.

Mitgliederversammlung



Unsere Mitgliederversammlung fand am Donnerstag dem 26. August 2010 bei Ingrid Pehn statt. Daß wir diesmal nur eine kleine Mannschaft waren, liegt daran, daß unser Heft nicht viele Leser hat. Dafür sind wir aber alle vier Jahre zu einer solchen Versammlung verpflichtet, um den Verein weiter bestehen lassen zu dürfen. Wir haben beschlossen, daß 1. und 2. Vorsitzender bleiben.

Gemütlichkeit war bisher schon immer unsere einzige Möglichkeit, zu werben, denn anders als bei größeren Vereinen geht es bei uns immer persönlich zu. Aber dennoch war diesmal eine große Neuigkeit zu sehen: Wir spielten nämlich auch noch ein, und zwar so, daß jeder die Stimmen sofort verstanden hat, und daß niemand uns hätte vorwerfen können, wir hörten aus dem Radio etwas heraus. Genaueres über die Methode habe ich bereits in den vergangenen Heften berichtet.

Die Einspielung, die Frau Pehn auch sehr gut gefiel, war also nun erstmals bei ihr mit dem Diktiergerät „Voice Tracer“, und das ging so:



**Einspielung mit dem Voice-Tracer, Ingrid Pöru, Gerhard Selzel.
Der Herausgeber hält den Voice-Tracer in der Hand.**

Der Herausgeber, der den Voice-Tracer sehr oft verwendet, hat es sich zum Ziel gesetzt, nunmehr die Radiomethode bei Anfängern nicht mehr zu verwenden, um sie von vornherein nicht mehr zum Zweifeln kommen zu lassen.

Statt wie früher, als ich noch den „Ultrafonicus“ verwendete, wo ich mit einer Gewindeachse M3 an Holz rieb, habe ich nunmehr nur noch den Voice-Tracer dabei. Er braucht, und das ist das Schöne, keine zusätzlichen Klangerzeuger. Das übernimmt mein Daumen, mit dem ich an der Platte reibe, die auf der Vorderseite angebracht ist.

Nach kurzen, nur einige Sekunden langem Reiben schließe ich den Voice-Tracer an meinem mitgebrachten Klapprechner an. Dann übertrug ich die Daten vom Voice-Tracer zum Rechner. Dort sind sie dann mit einem Audioverarbeitungsprogramm wie CoolEdit, das inzwischen nicht mehr angeboten wird, zu öffnen. Beim Abhören sind dann Stellen zu sehen, wo man Klicker wegfiltern muß. Nach deren Entfernung sind manche Stellen zu beachten, wo sich im Rauschen, das noch vorhanden ist, Stimmen befinden. Diese kann man

vatikanischen Wissenschaftlers, nämlich der bescheidene und hochanständige Familienvater Aprilio Ernetti so einiges hinzufügen. So ganz nebenbei sogar technische Details über die Arbeitsweise des Chronovisor, weitere Namen von beteiligten Mitkonstruktoren, und die Tatsache, daß Ernetti wohl einmal schelmisch seinen Freund, den Polizeichef von Venedig, ausspionierte, was sich bei dem dienstgradhohen Staatsdiener bei einer anschließenden Überprüfung durch Ernetti in Überraschung und Beunruhigung äußerte. Der Autor dieses Artikels wird Prof. Brune kontaktieren, um versuchen zu erfahren, was es mit dem außerhalb seines Buches erwähnten, angeblichen durch den Chronovisor gelösten Polizeifall auf sich hat. Schon klar, daß in den italienischen Polizeiakten kein Vermerk über das Gerät zu finden sein dürfte. Aber beteiligte und kennnishabende Ermittlungsbeamte muß es ja wohl gegeben haben, wenn diese Begebenheit der Realität entsprechen sollte.

Aus der gleichen Quelle (Aprilio Ernetti) konnte Brune ermitteln, daß der Chronovisor zerlegt wurde und sich die Baupläne bei einem Notar in der Schweiz und irgendwo in Japan befinden. Warum überhaupt will der Vatikan um jeden Preis verhindern, daß die tatsächliche Existenz des Chronovisor öffentlich gemacht wird? Diese Frage wird sich wohl nur ein Mensch stellen, welcher von Theologie nicht die geringste Ahnung hat. Denn, der Mensch soll glauben, und nicht sehen und hören. Somit ist der Chronovisor aus theologischer Betrachtung „saugefährlich“.

Martin O. Badura

Unten rechts: Pater Aprilio Ernetti. Zeichnung von Mary Falco.



Neues vom Chronovisor

Von Martin Badura



O.: R. Brune / U.: E. Senkowski



„Das Geheimnis des Pater Ernetti—Die Zeitmaschine im Vatikan“, lautet der Titel des neuen Buches von Professor Francois Brune (*links*). Das Vorwort stammt von dem Mitherausgeber, dem fast 90-jährigen Diplomphysiker und Fachmann für Psychobiophysik, Prof. Dr. Ernst Senkowski. Obwohl es nicht wirklich etwas Neues bringt, liest sich das Werk des humorvollen Franzosen wie ein Reisebericht durch Italien, oder vielleicht wie eine spannende Detektivgeschichte.

An der Ernsthaftigkeit von Pater Brune ist, schon aufgrund seiner mühevollen zeit- und kostenaufwendigen Ermittlungsarbeit quer durch Italien, keinesfalls zu zweifeln. Gleich zu Beginn seines Buches stellt der fast 80-jährige Theologe aus Paris bereits einige Fehler klar, die dem ehrenwerten und kürzlich verstorbenen Peter Krassa in seinem Standardwerk „Dein Schicksal ist vorherbestimmt“, wohl bedingt durch eine mangelnde Übersetzung aus dem Amerikanischen, unterlaufen sind. Somit gibt Brune an, den sagenumwobenen Raum-Zeit-Fernseher des Vatikans, die *Macchina del Tempo*, niemals selbst gesehen zu haben. Auch sei er kein Theologieprofessor an der Sorbonne, wie in Krassas Buch fälschlicherweise beschrieben steht. Der katholische Priester zählt sich aber zu dem engeren Freundeskreis des Projektleiters des Chronovisors, des vatikanischen Priesters Prof. Dr. Pellegrino Ernetti, welcher 1994 im Alter von 69 Jahren verstarb. Oft unerwünscht schienen seine Nachforschungen zu verlaufen, viele der Personen, welche Padre Ernetti zu Lebzeiten von seinem Chronovisor erzählt haben mußte, oder welche vielleicht sogar Aufzeichnungen von dem Gerät oder gar das Gerät selbst gesehen haben könnten, hüllten sich in Schweigen, Ausflüchte, oder wiesen den Mönch schlicht weg ab. Alles zusammenzubereiten drohte schließlich, als Brune einen „Ziehsohn“ Ernettis befragte, welcher angab, daß „Onkel Pellegrino“ auf seinem Sterbebett äußerte, den Chronovisor tatsächlich konstruiert zu haben, und daß dieser einmal sogar fast funktioniert hätte.

Ernetti beschrieb das Gerät als eine mit Schöffnungen versehene „Tauchkugel“, welche wie ein Pendel an einem Kabel hing. Ernetti gab an, in Bezug auf das „Wundergerät“ und seine Leistungen gelogen zu haben, in der Hoffnung, daß sein Gerät eines Tages funktionieren würde. Gelogen wurde. Ganz gewiß sogar, denn Prof. Brune gelang es mit ein wenig Mühe zu beweisen, daß die letzten Tage seines Freundes Prof. Ernetti ganz anders abgelaufen waren. Genau dazu konnte der tatsächliche Neffe des

dann herauskopieren. Dann muß man mit dem Filterwerkzeug das Rauschen wegbekommen, so daß die Stimmen laut hörbar werden. Das ist die Hauptarbeit: Man muß versuchen, das Rauschen so zu vermindern, daß die Stimmen dabei nicht leiden und gar leiser und undeutlicher werden.

Damit man sieht, wie unsere 2. Vorsitzende sich mit allem, was dazugehört, Mühe gibt, zeige ich noch, wie ihr hübsch angerichtetes Götischchen aussieht. Viel zu wenige waren wir zwar, aber trotzdem ist alles so vielseitig und liebevoll, daß wir vielen, die auch Trauer und Leid erleben, so die Teilnahme am Essen gewünscht hätten. Und so war diese kleine, aber wichtige Mitgliederversammlung so nützlich und auch harmonisch, daß sie uns noch oft als mustergültiges Beispiel vorsehweben wird.



Der gemütliche Götisch

Nach dem Einspielen durch zwei besonders erfahrene und langjährige Mitglieder, die sich leider aus manchen Gründen nicht mehr als eine Spitze des Eisberges fühlen können, sind wir dann wieder, jeder mit seinen Aufgaben, Problemen und dem eigenen Weg, auseinandergegangen. Noch mehr Mitglieder, und es würde leider auch oft zu Streitigkeiten kommen. So wird es aber auf Dauer nicht weitergehen, da auch Frau Brehn nicht mehr viel tut, was das Vorspielen der Stimmen und die Anbahnung neuer Kontakte betrifft. Daher kam es wie vom Himmel geschickt, als das bedeutende „Hamburger Abendblatt“ nach ca. 30 Jahren des totalen Totschweigens endlich einen Artikel über den bekannten Stimmenforscher Prof. Ernst Senkowski brachte, den wir nachfolgend auszugsweise zitieren.

Prof. Senkowski über Stimmen aus dem Jenseits

Im „Hamburger Abendblatt“ am 4. August 2010 erschienen.
Von Martin Häusler

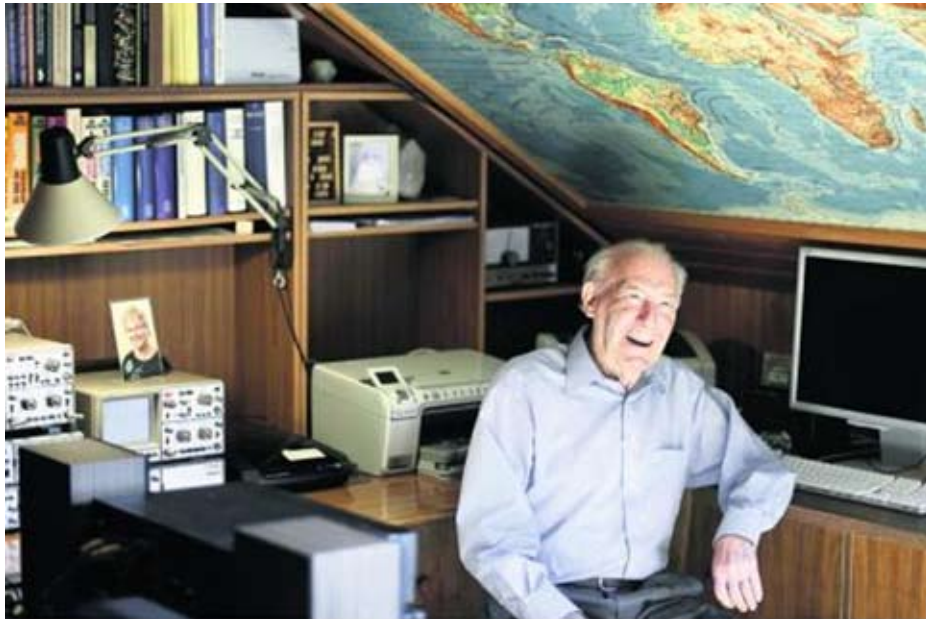


Photo: Stephan Pick

Auch wenn Kritiker an seinen Thesen zweifeln: Vom Leben nach dem Tod ist der Physiker Ernst Senkowski nach 30 Jahren Forschung überzeugt.

Der Experimentalphysiker Ernst Senkowski sagt, dass es möglich sei, Stimmen aus dem Jenseits mit technischen Geräten aufzunehmen.

Ernst Senkowski traut seinen Ohren nicht. Wie unter Schock spult er das Band zurück, um noch einmal zu hören, was gerade einfach so aus den Radiolautsprechern gekommen ist. Aber, doch, ja, das ist sie, kein Zweifel, das ist die Stimme seines Vaters. Sie hat diesen unverkennbaren ostpreußischen Akzent, den er auch in Hamburg nie verloren hatte.

Aber Paulus drückt sich vor einer realen Anerkennung des Fluches und dreht ihn einfach ins Gegenteil um, indem er meint, das Gesetz werde durch Jesus abgelöst: „Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christus, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister.“ (Gal. 3,23–25)

Der Fluch, wie wir ihn heute sehen, war, daß die Kirche nur durch totalitäre Gewalt, Mord und Verdammnis anderer hochkam. Auch wurde jede wissenschaftliche Arbeit über das Leben nach dem Tode aufgelöst. Sodann geht die Christenheit wieder, wie sie gekommen war. Es werden immer mehr Kirchengebäude geschlossen, immer weniger Menschen glauben den Kirchenlehrern. Auch die Mitglieder der Kirchen werden immer weniger.

Nun füge ich bei, wie ich denke, daß man Kindern, und diese scheinen die Kirchenmitglieder vermutlich öfter zu sein, wenn man fromme Glaubensinhalte bedenkt, vorsichtig eine bessere Erklärung als die der Kirche geben will:

1) Gott ist keine Person. Sofern er eine Person wäre, würde er sich direkt, das heißt ohne Propheten, melden. Sofern er Propheten benötigt, würden diese sich nicht so oft widersprechen.

2) Da Gott keine Ausnahmen wie Besserstellung oder Schlechterstellung ohne eine ausgleichende Gerechtigkeit zuläßt, ist er nicht in der Lage, jemand einfach als Erlöser einzusetzen, ohne daß dieser leiden müßte. So ist die Berühmtheit, die Jesus erworben hat, erkaufte durch den großen Schmerz, den er bei der Kreuzigung und vorher durch Todesangst erfuhr. Der Kreuzestod (oder, wie man heute denkt, die Kreuzigung, bei der Jesus nicht starb, sondern nur scheinotod war, bzw. wie die Mohammedaner glauben, daß ein anderer für ihn am Kreuz starb) ist daher nur insoweit eine Opferung für Gott, als dieser sich eine strenge Kompensation ausdenkt, um die ungeheure Berühmtheit Jesu zu gestatten.

Diese Berühmtheit ist nur noch von Mohammed annähernd erreicht worden. Offenbar mußte Jesus aber als „Gottesohn“ mehr Leid erdulden, da er mehr verlangte als Mohammed, der nur als Prophet gilt.

3) Wenn nun jemand einen Fehler begeht, dann muß er selbst dafür büßen, sofern er sich dieses Fehlers bewußt wäre. Daher kann kein Messias die Fehler eines anderen abbüßen. Aber wie, wenn alle Menschen wegen des sog. „Sündenfalls“ Adams und Evas schuldig wären? Da wir dies immer noch hören, so sagen wir: Es gibt keine Erbsünde (peccatum originale), sofern nicht die Menschheit kollektiv bestraft werden soll. Aber dann wäre Gott nicht gut, weil er andere dafür bestrafte, was angeblich Adam und Eva vor Millionen Jahren falsch gemacht haben. Da aber Gott das nicht macht, da er gut ist, kann man auch nicht auf eine Erbsünde schließen, und daher kann Gott immer nur bestimmte Menschen für etwas bestrafen, was diese selbst getan haben.

Neues über die Lehre der Kirche

Da die Kirche immer wieder Behauptungen aufstellt, muß sie auch erlauben, daß man diese auf verschiedene Weise überdenkt. Die wichtige Behauptung, die sagt, Gott habe seinen Sohn opfern müssen, um eine angemessene Wiedergutmachung für die Verletzung seiner Ehre zu erhalten, die durch den Sündenfall der Menschen geschehen sei (sog. „Satisfaktionslehre“), diese Lehre wird auch von manchen, die in der Kirche leider nichts zu sagen haben, und die ihr ein mittelalterliches Rechtsverständnis vorwerfen, sowie Feministinnen abgelehnt, welche letztere den Anhängern der Satisfaktionslehre ein sadistisches Gottesbild vorwerfen.

Es ist doch so, daß ich, wenn jemand mein Auto kaputtgemacht hat, nicht noch ein weiteres Auto kaufe und das auch noch kaputt mache! Und dann kann eine Kraftfahrzeugwerkstätte das zweite Auto wieder gut machen, indem sie es repariert, und auf seltsame Weise ist dann das erste Auto auch wieder etwas heil.

Vielmehr sind die Verhältnisse im normalen Leben anders: Hat jemand mein Auto kaputtgemacht, dann muß er sich bemühen, es wieder ganz zu machen! Insbesondere darf ich nicht, wenn er es nicht will, etwas mehr von mir kaputt machen, sonst würde man mich für verrückt halten.

Ist die sog. Satisfaktionslehre etwa verrückt? Ja, wenn man logisch denkt. Insbesondere muß man, wenn man etwas falsch macht, dafür geradestehen. Man muß auch seine Fehler erkennen und an sich arbeiten. Wenn man nun einem anderen einen Schaden zugefügt hat, so muß man versuchen, diesen wieder gutzumachen. Leider geht das nur, wenn der Schaden behebbar ist. Kommt jemand durch die Schuld eines anderen um, kann man den Schaden nicht mehr gutmachen, wenn wir an ein einziges Leben denken.

Die nächste Frage ist, wie kann man jemanden dazu bringen, diese Lehre zu verbreiten? Man weiß, daß im Alten Testament diejenigen, welche am Kreuz hängen, verflucht sind: „Von Gott verflucht ist, wer am Querholz hängt“ (Deut. 21,23). Daher kann man nun, wenn man die Lehre Jesu verbreiten will, nicht Gutes sagen über einen Gef Kreuzigten, oder man dreht die Sache einfach um. Dann wird die ganze Verkettung, die man eigentlich einhalten sollte, verkannt.

Diese Gewaltanwendung, die Paulus auch versucht, ist problematisch. Sie bringt keine logische, sondern nur eine gewaltfam zurechtgeworfene Erklärung, die nur diejenigen beachten, die leider nicht logisch denken gelernt haben. Er schreibt: „Christus aber hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns (denn es steht geschrieben: Verflucht ist jedermann, der am Holz hängt!)“ (Gal. 3,13).

Gott hat also für Paulus sogar wirklich Jesum mit einem Fluch belastet.

„Ernst Ottchen“, sagt die Stimme klar und deutlich durch das dumpfe Rauschen des Senders, „Ernst Ottchen, mein lieber Pumuckl.“ Koseworte aus der Kindheit. Senkowski lehnt sich zurück. Er weint nicht, er heult. Minutenlang. Sein Vater ist vor 18 Jahren gestorben.

Es ist so etwas wie eine Initialzündung, dieser Moment im Winter 1977 unter dem Dach seines Reihenhauses. Der Physikprofessor macht in diesen Tagen noch zwei weitere Tests mit seinem Philips-Tonbandgerät und dem kleinen, handelsüblichen Radio. Bei dem einen habe ihn eine unbekannte Stimme über die Geburt des Kindes seiner Cousine informiert, bei dem anderen kann Senkowski einen sonderbaren Satz notieren, der ihm aus dem Äther zugerufen wird. Er weiß ihn heute noch auswendig: „Tote Menschen, Tote, die denken, können denken und dürfen sprechen.“ Senkowski, für seine 87 Jahre bemerkenswert agil, ist immer noch aufgeregt, wenn er davon erzählt in seinem mit Mineralien ausgestatteten Wohnzimmer im Mainzer Uni-Viertel. Aber noch einmal zurück zur Jahreswende 1976/1977.

Tage vor seinen ersten paranormalen Selbstversuchen hatte ein wissenschaftliches Streitgespräch im ZDF den rationalen Experimentalphysiker mit Lehrauftrag an der Fachhochschule Bingen auf die Jenseitsforschung gebracht. Da wurde doch tatsächlich behauptet, dass man über technisches Gerät, Radios, Fernseher, Telefone, mit der Seelenwelt in Verbindung treten könne. Der Hauptvertreter dieser These, der schwedische Künstler Friedrich Jürgenson, hatte exemplarische Tonbandaufnahmen angeblicher Stimmen aus dem Jenseits mitgebracht, wurde aber von den konservativen Diskutanten niedergemacht. „Ich schaltete unbedarft in diese Diskussion hinein und hatte den Eindruck, dass man Jürgenson nicht gerecht wurde“, erinnert sich Ernst Senkowski. „Man hielt ihm entgegen, die Stimmen seien Einbildung, stammten von Polizeifunk oder Amateurfunk, während er immer wieder erklärte, dass er die Verstorbenen doch mit einer ganz individuellen Frage angesprochen habe und diese danach ganz konkret beantwortet worden sei.“ Der Einzige, der sich in der hitzigen Debatte neutral verhielt, war der Psychologe Hans Bender, der sich schon mit übernatürlichen Phänomenen beschäftigt hatte und konstatierte: „Diese Sache hier ist wichtiger als die Erfindung der

Kernenergie.“ Was für ein Satz!

Senkowski beginnt zu grübeln in seinem Fernsehsessel. Diese Tonbandstimmen aus dem Nichts, die Unerklärbarkeit dieses Phänomens, das müsste einen Physiker eigentlich ärgern. „Das ist doch eine Herausforderung“, entschließt er sich. „Was bleibt einem anderes übrig, als das selber auszuprobieren. Wozu ist man denn Experimentalphysiker? Die Theorie kommt hinterher.“ In den Folgejahren wird Ernst Senkowski zu einem der Pioniere der sogenannten Instrumentellen Transkommunikation, er lehrt, forscht, veröffentlicht. Heute, mit Ende 80, ist er sich sicher, eine der größten Fragen der Menschheit beantwortet zu haben: Der Tod ist nicht das Ende. Während der sterbliche Leib geht, gibt es tatsächlich etwas, das überdauert. Auch wenn er damit oft in die Kritik gerät und manche ihn für einen Esoteriker halten.

Schon früh will Senkowski begriffen haben, dass die Wirklichkeit größer ist als die, mit der man ihn in Schule und Elternhaus vertraut machen will. Ernst Otto Senkowski wächst in Hamburg auf, in der Harburger Chaussee auf der Veddel. Der Vater arbeitet als Heizer bei der Bahn, ist Katholik, die Mutter, sehr viel gläubiger als der Vater, bestellt den Haushalt. Früher als alle anderen lernt Senkowski lesen, weil er die Fahrpläne der Hochbahn entziffern muss, um jeden Tag in die Innenstadt zur Schule zu fahren. Er ist ein guter Schüler, gleichzeitig ein sehr widerspenstiger. Kennt man Senkowskis Kindheit, kommt der Zufall für seine spätere Berufswahl nicht infrage. Kabel, Schrauben, Drehkondensatoren, Spulen, Detektoren, Lautsprecher, die Grundbauteile primitiver Telekommunikationstechnik sind sein Spielzeug. Ein Nachbar lehrt ihn zu löten, von seinem Onkel, einem Fernmeldetechniker, bekommt er dessen Handbuch sowie ausrangierte Radios, und der Vorsitzende des Hamburger Amateurfunkclubs, Siemens-Ingenieur Rudolf Rapcke, bringt dem Sextaner zweimal pro Woche die Grundlagen von Funktechnik und Mechanik bei. Senkowski ist elf, als er in der Nachbarschaft seine eigene kleine Telefonanlage über die Dächer spannt.

Dem Mentor Rapcke verdankt Senkowski nicht nur die logischen Kenntnisse zur Sendetechnik. Er bildet auch die spirituelle-emotionale Seite des Schülers. Während die Nazis den Bestand der Hamburger Bü-

„Herr ist Christus“ sei „die Brücke zwischen dem historischen Jesus und dem Christus des Glaubens“. Das Jesus nach seinem Tod in das „Reich des Todes hinabgestiegen“ sei (Niederfahrt zur Hölle), wurde laut Huber deshalb in das christliche Bekenntnis eingefügt, weil der „Triumph über den Tod so umfassend wie nur irgend möglich verstanden werden sollte“. Das christliche Bekenntnis sei „von einer Konzentration geprägt“, daß sich von „Jesus Christus alles erhoffe“: „das Heil und das Leben, die Freiheit von der Schuld und die Auferstehung der Toten“. Ist das Bekenntnis also nur ein Ausdruck der Hoffnung?

Dem Thema Liebe widmet Huber einen eigenen großen Abschnitt. Umso überraschender ist es für den Leser, daß das Thema der gleichgeschlechtlichen Liebe vollkommen ausgespart bleibt. Gerade hier hätte man sich eine klare Positionierung gewünscht, war doch Huber dieses Jahr Besucher und Redner der evangelikalen Veranstaltung „Christival“, auf der Homosexualität als therapierbare Krankheit angesehen wurde.

Dafür kommt Hubers pazifistische Grundhaltung zum Ausdruck, wenn er über christliche Feindesliebe philosophiert. Befremdend sind in diesem Zusammenhang aber Aussagen des Augsburger Bekenntnisses, daß er an anderer Stelle des Buches als „grundlegend“ bezeichnet. In diesem Bekenntnis werden nicht nur all diejenigen „unter den ewigen Gotteszorn verdammt, die nicht durch die Taufe und den Heiligen Geist wieder neu geboren werden“ sondern auch solche, die es als unchristlich bezeichnen, wenn „Übeltäter mit dem Schwert“ bestraft oder „rechtmäßige Kriege“ geführt werden. Was denn nun ein „rechtmäßiger Krieg“ ist, hätte man von Herrn Huber gern erfahren, im Buch steht jedoch nichts darüber, außer daß Kritik am Kriegsgebaren der USA geübt wird.

Zeugnis der Zerrissenheit des heutigen Protestantismus

Insgesamt muß man sich fragen, auf welcher „tragfähigen Grundlage“ denn nun Hubers „evangelische Orientierung“ überhaupt beruht, die „heiligen Schriften“ werden nur hochselektiv ausgewertet, die christlichen Bekenntnisse aufgeweicht. Viele Behauptungen scheinen völlig aus der Luft gegriffen und leben nur von Hubers Autorität als ranghoher Bischof. So wirft das Buch mehr Fragen auf, als es beantwortet und wird so zum Zeugnis der Zerrissenheit des aktuellen Protestantismus zwischen bibeltreuem Evangelikalismus und „säkularem Humanismus“. Auch die Frage nach dem Sinn des Lebens wird letztendlich nur zum Schein beantwortet. Was macht es für einen Sinn, im Diesseits nach einem ewigen Leben zu trachten, wo doch der Sinn eines ewigen Lebens im Jenseits, der „Teilhabe an der Ewigkeit Gottes“ in einem „geistlichen Leib“, unklar bleibt?

Wolfgang Huber: Der christliche Glaube: Eine evangelische Orientierung, Gütersloher Verlagshaus, Auflage: 1/2008, ISBN-10: 3579064495, ISBN-13: 978-3579064499, 286 S., 19,95 €.

kirchlicher Amtsträger schafft das bei den Gläubigen sicher nicht. Zudem ist es ausgesprochen dreist, die aktuelle Situation der Gleichberechtigung als „Stückwerk“ zu kritisieren, wo doch das, was man bislang erreicht hat, gegen den Widerstand des Christentums erstritten wurde.

Eine theologische Überraschung gibt es an der Stelle, wo Huber auf den Begriff „Sünde“ zu sprechen kommt. Hier hat sich im Christentum eine Doppelbedeutung dieses Begriffs eingebürgert. Zum einen bezeichnet Sünde ganz allgemein eine „Trennung von Gott“, zum Anderen wird unter Sünde eine Tat im Sinne einer Zielverfehlung verstanden, die zu einer Schuld bei Gott führt. Diese zweite Bedeutung in einer quasi Gleichsetzung von Schuld und Sünde, so Huber, sei ein Mißverständnis resultierend aus den Überlieferungen des Vaterunser-Gebetes. Dies sei aber eine Ausnahme im Neuen Testament.

Bibelkenner reiben sich hier verwundert die Augen, werden doch an einer Vielzahl von Stellen im Neuen Testament Sünde und Schuld miteinander verknüpft, so zum Beispiel auch in der Erzählung von Jesus und der Sünderin aus dem Lukasevangelium, die Huber in seinem Buch behandelt. Aber Huber nutzt dieses neue Sündenverständnis als Auftakt für seine Interpretation des Todes Jesu am Kreuz. Denn wenn Sünden bei Gott keine Schuld mehr verursachen, dann muß ja das Verständnis des Opfers Jesu als stellvertretendes Sühnopfer im Sinne einer Satisfaktion falsch sein. Diese Satisfaktionslehre gehe, so sagt Huber, auf Anselm von Canterbury, also vorreformatorische Zeit zurück. Für Huber ist aber eine solche Lehre nicht mit dem Gottesbild Jesu vereinbar, er sieht in Kreuzestod und Auferstehung „Akte einer Veröhnung der Welt und des Menschen mit Gott“, es ginge um „eine Erneuerung einer — zerbrochenen — Beziehung zwischen Mensch und Gott“. Einer Geschichtsfälschung kommt es dann gleich, wenn Huber zudem behauptet, den Reformatoren sei es darum gegangen, die Veröhnung des Menschen mit Gott durch Christus in diesem Sinne neu zu verstehen. Ein Blick in den reformatorischen Heidelberger Katechismus aus dem 16. Jahrhundert bringt Klarheit, dort wird die Satisfaktionslehre des Anselm von Canterbury haarklein wiedergegeben.

Mehrere „Christologien“ möglich

Überhaupt sind viele Äußerungen Hubers dazu geeignet, altkirchliche und altreformatorische Bekenntnisse aufzuweichen. So könne eine „neutestamentliche Entfaltungsförm“, welche die Jungfrauengeburt als historische Wahrheit begreife, nicht „zum allein bestimmenden Maßstab“ gemacht werden, die Evangelien ließen mehrere „Christologien“ zu, der historische Jesus sei „nicht aus den Evangelien freizulegen“. Vielmehr sei das Bekenntnis zu dem „Christus des Glaubens“ als Sohn Gottes entscheidender, das Bekenntnis

cherhallen gleichschalten und zu Hause nur Bibel und Gesangbücher herumliegen, findet der neugierige Senkowski in den Regalen Rapckes neue Inspiration. „Darin standen Bücher, die in zwei Gruppen unterteilt waren: Parapsychologie auf der einen und östliche Philosophie und Religion auf der anderen Seite. Diese Bücher lieh ich mir aus.“ Und er verinnerlichte, dass das vom Katholizismus indoktrinierte Christentum und der abendländische Rationalismus den Menschen tiefe und grundlegende Einsichten in die Fragen des Lebens verwehrten. „Schon als Kind lernte ich neben der sichtbaren auch die unsichtbare Welt kennen. Ich wusste um die Ganzheitlichkeit des Lebens“, sagt Senkowski. „Ich habe bemerkt, dass unsere Vorstellung von Realität unvollständig ist und der Ergänzung bedarf. Später wurde mir klar, dass alle Quantenphysiker, von Max Planck bis Werner Heisenberg, früher oder später spirituell oder gläubig wurden, weil sie erkannten, dass unserer materiellen Welt eine geistige übergeordnet ist.“

Der Wehrdienst bringt Senkowski als Funker in die Ukraine, fürs Physikstudium bleibt er in Hamburg, Professor ist er in Mainz und Bingen, für die Unesco leistet er wissenschaftliche Aufbauhilfe in Kairo. Er startet eine klassische Karriere als Dozent, hält Vorlesungen, nimmt Prüfungen ab. Alles ganz normal. Bis er jene Sendung im ZDF sieht. Ende der 70er-Jahre ändern sich Leben und Mission des Ernst Senkowski radikal. Er wird zu dem deutschsprachigen Ansprechpartner in Sachen Jenseits. Seine Kollegen meiden ihn keineswegs. „Vielleicht spinnt der Senki“, sagen sie. „Aber warum soll das denn nicht so sein.“

Senkowski betreibt fortan Privatforschung. Labor und Büro sind sein Dachboden, wo er als Amateurfunkler Dutzende Apparate unter Strom hat. Hunderte Stimmen aus dem Nirgendwo nimmt er in vier Dekaden auf. Mal antworten sie auf gezielte Fragen, mal kommen sie ungefragt. Mal sind es unbekannte Wesenheiten, die sich zu Wort melden, mal nimmt Senkowski eindeutig zuzuordnende Stimmen Verstorbener auf - wie im Falle seines Vaters. Mal sind die Botschaften völlig klar zu verstehen, mal müht er sich, einen Sinn in den vom Rauschen irritierten Durchsagen zu finden.

Heute sammelt Ernst Senkowski keine Stimmen mehr, aber er liebt

es, Kostproben aus der Vergangenheit anzubieten. Dann sitzt er wie ein von seiner Eisenbahn begeisterter Junge unter der Dachschräge und führt einige Tonsequenzen vor. Zu den trödelmarktreifen Kassettenrekordern von einst hat sich ein moderner Apple-Computer gesellt. Die Universität von Bologna habe einmal das Phänomen der Tonbandstimmen untersucht und einen Vergleich vermeintlicher Sätze aus dem Jenseits mit welchen aus Lebzeiten der Betroffenen angestellt, streut Senkowski inmitten seiner Vorführung ein. „Die Analyse ergab eine Übereinstimmung von 98 Prozent.“

Was hat Ernst Senkowski nun zutage gefördert in all den Jahren? Er hat ein wissenschaftliches Standardwerk zur Instrumentellen Transkommunikation veröffentlicht, gut. Aber was kann er darüber hinaus den Menschen zurufen? Können wir alle Ängste über den Tod beerdigen?

Er selbst lehnt das Wort „Beweis“ ab. Er habe „Hinweise“ gefunden. Hinweise dafür, dass es weitergeht nach dem Tod. Und sind es tatsächlich die Seelen, mit denen er kommunizierte? Senkowski fällt es schwer, diese Frage mit Ja zu beantworten. Dafür ist er zu sehr Physiker als Philosoph. Seele, das Wort gefällt ihm nicht, genauso wenig wie das Wort Geist. „Ich halte mich eher an den Begriff Bewusstsein“, erklärt er. „Mir stellt sich nach all den Jahren die Sache so dar, dass Bewusstsein zeitlos existiert. Jeder Mensch hat einen Bewusstseinskern, der uns in jedem Moment lenkt und mit unserer Antenne, die wir Gehirn nennen, in Verbindung steht. Wenn wir sterben, zerfällt der materielle Körper, und wir sind dann nur noch Bewusstsein.“ Der materielle Körper existiere im Jenseits nicht mehr, beschreibt Senkowski.

Es scheine aber, dass es in Tradition biblischer und anderer spiritueller Aufzeichnungen einen zweiten, feinstofflichen Leib gebe, mit dem der Mensch nach seinem Abschied von dieser Welt Egoismus und Emotionen ablege. „Danach bleibt das reine Bewusstsein. Es ist beweglich, es ist nicht an Raum und Zeit gebunden“, formuliert Senkowski eine mögliche Erklärung für die Stimmen und gesteht: „Ich forsche 40 Jahre lang und kann bis heute nicht sagen, was dahintersteckt. Ich bin sprachlich so programmiert, dass meine Begriffe nicht ausreichen.“

Die große Frage ums Jenseits scheint also vorerst nur in einem Indizi-

laut Bibel einzigartig vorbildlichen Glauben verübt haben soll, kommen nicht zur Sprache, so wie alle anderen fragwürdigen Ereignisse in der Bibel auch nicht.

Auch das Theodizee-Problem kommt in dem Buch zur Sprache. Hier räumt Huber ein, daß es sich zwar nicht abschließend lösen lasse, aber er hat einen Trost parat: Gott leidet mit.

Ganz besonderen Stellenwert räumt Bischof Huber dem Begriff der „Menschenwürde“ ein. Anhand diverser Stellen in der Bibel versucht er deutlich zu machen, daß Gott allen Menschen gleiche Würde verliehen habe. Die Aussage aus der Geschichte vom Sündenfall, der Mensch sei „Ebenbild Gottes“, ist dabei zentral. Inwiefern aber die Bevorzugung eines Volkes „Israel“, die mit Vernichtungen von Städten wie Jericho und ganzen Völkern einhergeht, mit der Menschenwürde vereinbar ist, erläutert Huber nicht.

Fehlgriffe und Beinlichkeiten

Einen Fehlgriff erlaubt er sich dagegen bei der Analyse des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg. Aus der gleichen Belohnung für ungleiche Arbeit schließt er, daß „das Gleichnis auf die Begründung der gleichen Würde jedes Menschen in der unausforschlichen Güte Gottes“ verweise. Daß er mit dieser Deutung zugleich den Nichtarbeitern im Weinberg, also den Ungläubigen, die Menschenwürde abspricht, entgeht ihm.

Nahezu ungeheuerlich sind seine Ausführungen zum Thema Gleichberechtigung von Mann und Frau. Zunächst beklagt er die Situation, daß die Gleichberechtigung der Frauen bislang nur „Stückwerk“ sei, die gesellschaftliche Realität bliebe noch lange hinter den formal zuerkannten Gleichheiten zurück. Der „Gleichheitsethos des Heiligen Geistes“, so sagt er, gehe aber weit über politische Gleichheitsvorstellungen hinaus. Als Beispiel zitiert er den Apostel Paulus, der von der „Gleichheit der Verschiedenen“ in „den höchsten Tönen“ rede: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus“.

Bibel als Bastelbogen

Einmal abgesehen davon, daß auch hier wieder nur von Christen und nicht von Menschen im Allgemeinen die Rede ist, kann wohl Paulus nicht gerade als ein Vorkämpfer für geschlechtliche Gleichberechtigung herangezogen werden, sagt dieser Apostel doch an anderer Stelle: „der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen“ und „der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeinde“. An diesem Beispiel wird besonders deutlich, wie hochselektiv Huber sich, einem Bastelbogen gleich, Bibelstellen herauspicks, um sie dann in seinem Sinne interpretieren zu können. Vertrauen in die Verkündigung

Mittelalterliches scholastisches Denken

Das Lächeln vergeht dem naturwissenschaftlich denkendem Leser aber spätestens an der Stelle, wo Huber den „neuen Atheisten“ Dawkins und sein bekanntes Buch „Der Gotteswahn“ abkanzelt. Die Tatsache, daß Dawkins Biologe ist, nimmt Huber zum Anlaß, ihn zu entmenslichen und ganz auf die Rolle des Naturwissenschaftlers zu reduzieren. Dementsprechend richtet er an Dawkins den Vorwurf, die Grenzen der Wissenschaft zu überschreiten, das wissenschaftliche Material, daß er entfalte, stünde ja von „vorneherein in einem weltanschaulichen Zusammenhang“. Wissenschaftler wie Dawkins, sagt Huber, würden „dadurch zu dem, was sie verachten: zu Vertretern eines Glaubens, ja zu dessen Priestern und Propheten“ und so bezichtigt Huber Dawkins als einen Anhänger des Szientismus. Inhaltlich geht er allerdings in feinsten Weise auf die Ausführungen im „Gotteswahn“ ein, vielleicht hat er das Buch auch nie gelesen. Denn dann wäre ihm aufgefallen, daß Dawkins keineswegs mit Hilfe der Evolutionstheorie die Nichtexistenz Gottes beweisen möchte, ja daß er sogar sagt, daß dies unmöglich sei. Dawkins betrachtet die Existenz Gottes lediglich als eine Hypothese, die er, als vernunftbegabter Mensch, nicht nur als Wissenschaftler, kritisch hinterfragt. Aber die Denkweise des kritischen Rationalismus ist Huber vollkommen fremd, in Punkto Aufklärung und Erkenntnistheorie scheint er auf dem Stand von Kant stehengeblieben zu sein, wie aus seinen Ausführungen über Glaube und Vernunft deutlich wird.

Erkenntnistheorie des 18. Jahrhunderts

Mehrmals zitiert er Kant mit seiner Aussage, er habe „das Wissen aufheben müssen, um zum Glauben Platz zu bekommen“. Er folgert daraus, daß Kant den Gottesgedanken aus dem Einzugsbereich des Erfahrungswissens befreit, die „Reichweite der Erfahrungswissenschaften“, die sich der Beobachtung und des Beweises bedienen, sei eingeschränkt. In der Auffassung, sich dadurch gegenüber Kritik immunisieren zu können, philosophiert er weiter: „Der Glaube ist der Zugang zum Ganzen der Wirklichkeit“ und „indem er das Verhältnis zur Wirklichkeit im Gottesverhältnis verankert, eröffnet er einen Zugang zur inneren Einheit des Daseins, in welchem das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu den anderen Menschen und zur Welt miteinander verbunden ist“.

Die „Vernunft müsse durch den Glauben aufgeklärt werden“, sonst bleibe sie „unerfahren und unaufgeklärt, weil sie sich keine Rechenschaft über ihre Grenzen ablege“. Vernunft folge „dem Glauben nach und tritt in seinen Dienst“. Andererseits räumt er ein, daß ein nicht durch die Vernunft aufgehellter Glaube die Gefahr in sich trage, barbarisch und gewalttätig zu werden und hat dabei vornehmlich den Islam im Blick. Durch Glaube initiierte Gewaltakte in der Bibel, wie sie beispielsweise der König Josia in seinem

enprozess beantwortet werden zu können. Zeugenaussagen gibt es genug, die große Klammer bleibt noch aus. Ernst Senkowski zitiert bei dieser Debatte gerne aus Goethes „Faust“: „Hat er die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band!“ Genau das sei unsere Zeit, fügt er an. „Die Suche überfordert viele Menschen. Die meisten Wissenschaftler lassen die Finger davon, obwohl sie wissen, dass da etwas dran ist.“ So hält sich die Popularität Senkowskis in Grenzen. Skeptiker dominieren weiterhin die öffentliche Meinung.

Denkblockaden hielten uns ab vom Erkenntnisgewinn - auch über unsere Vergänglichkeit. Um diese Grenzen unseres Geistes zu umschreiben, holt der Physiker passioniert aus. „Wir filtern mit unserem Gehirn etwas aus einer Gesamtheit, die offenbar viel komplexer ist, die größer ist als das, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen. Das ist mit einem Trichter vergleichbar, in den man oben eine Menge Heu hineingibt. Der Trichter wird immer enger, weshalb unten nur ein Halm herauskommt. Der entspricht dem Teil, den wir wahrnehmen. Und mit dieser kleinen Menge versuchen wir die ganze Zeit, alles zu erklären. Das ist unmöglich.“

Die Beschäftigung mit dem Jenseits bescherte Senkowski ein anderes, breiteres Bewusstsein und damit vor allem Trost und Zuversicht. Kurz bevor seine Frau im Krankenhaus dem Krebs erlag, schickte sie ihn zum Mittagessen. Dann verließ sie diese Welt. Wenig später, erinnert sich Senkowski, ließ sie ihn als Erstes wissen, dass sie dort, wo sie jetzt ist, wieder gesund sei.

Nachtrag

Mit über 25jähriger Verspätung hat damit die größte Hamburger Zeitung auf unsere Stimmen-Vorträge, die wir früher mit größeren Anzeigen in dieser Zeitung gefördert hatten, reagiert.

Der Herausgeber.

Menjchenwürde nur für Christen?



Carsten Werner, ein kritischer Autor, der sich mit den Fehlern unvollständiger, alberner und veralteter Theologie auseinandersetzt, äußert sich hier zu einem Buch, das der ehemalige Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, über seinen christlichen Glauben schrieb. Da es sich bei der Kritik um eine wichtige Meinungsäußerung handelt, mit der wir abergläubische Vorstellungen anprangern können, geben wir sie hier wieder.

Von Carsten Werner

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, richtet sich mit seinem neuen Buch „Der christliche Glaube“ an „Menschen, die nach religiöser Klarheit suchen“ und an „diejenigen, die das Zweifeln noch nicht verlernt haben“. Diesen möchte er eine Orientierung aus protestantischer Glaubensperspektive geben und eine „tragfähige Grundlage“ für ihr Leben aufzeigen.

In der Tat verschafft das Buch dem Leser einen guten Überblick darüber, wie in weiten Teilen des heutigen Protestantismus gedacht wird. Ob das aber für eine „tragfähige“ Lebensgrundlage ausreicht, steht auf einem ganz anderen Blatt. So wird der Leser leider oft Zeuge von unzähligen Pauschalurteilen basierend auf typisch christlichem Schwarz-Weiß-Denken von „gut“ und „böse“, zudem verschwimmen viele Antworten auf spannende Fragen des Glaubens im Nebel theologisch schwammiger Ausdrucksweise oder bleiben gänzlich unbeantwortet. Als Alternativen zum christlichen Glauben betrachtet er nur religiösen Fundamentalismus oder das ziellose Dahinvegetieren in einer von Materialismus und Wohlstandsdenken geprägten postmodernen Spaßgesellschaft.

Nicht nachweisbare Schöpfung

Schon beim Lesen der ersten Seiten wird deutlich, daß Huber viele Stellen der Bibel symbolisch deutet. So sei der Schöpfungsbericht dann auch nicht als historischer Bericht über die Entstehung der Welt zu begreifen, sondern sage etwas aus über „die Stellung des Menschen in der Welt“, der Mensch „soll in der Schöpfung Heimat finden“, der Schöpfungsglaube sei „Grundlage einer Daseinsgewißheit, die unserem Leben verlässlichen Halt gibt“. Den Auftakt der Erzählung vom Sündenfall, die Erschaffung des Gartens Eden, reißt er aus dem Zusammenhang und behandelt ihn als zweiten Schöpfungsbericht. So wird aus Gottes Gebot, seinen Garten zu „bebauen und zu bewahren“, das Gebot von der „Bewahrung der Schöpfung“. Daß die Menschen im

Anschluß daran aus genau diesem Garten vertrieben wurden, es also im ursprünglichen Sinne gar nichts mehr zu bewahren gibt, sondern wir in der, wie es Christen oft nennen, „gefallenen Welt“ leben, kümmert Huber dabei nicht.

Von Vertretern des Kreationismus oder des Intelligent Design distanziert er sich eindeutig, diese würden den Schöpfungsglauben als „wissenschaftliche Welterklärungstheorie“ mißbrauchen, Glaube und Evolutionstheorie seien miteinander vereinbar. Trotzdem legt Huber großen Wert darauf, daß am Schöpfungsglauben festgehalten werde. Dabei sei die Schöpfung aber kein einmaliger Akt in sechs Tagen gewesen, wie etwa in der deistischen Auffassung von einem „Uhrmacher-Gott“, sondern Gott habe auch die Zeit geschaffen und Schöpfung geschehe fortschreitend bis an das Ende der Zeit. Aber dieses Schöpfungswirken lasse sich nicht, wie Vertreter des Intelligent Design meinen, mit Hilfe empirischer Forschung nachweisen, denn damit würde man ja Gott den „Ursachen in Raum und Zeit gleichsetzen“ und Gott würde so nur ein Gegenstand des Erfahrungswissens.

Gott meint es gut mit der Welt und dem Menschen

Den Glauben an die Schöpfung versucht Huber nun dadurch schmackhaft zu machen, indem er auf die Wirkung dieses Schöpfungsglaubens verweist. Der Mensch gewänne durch diesen Glauben „einen Zugang zum inneren Sinn“ der Welt. „Der Glaube an Gott als den Schöpfer vermittele die Gewißheit, daß diese Welt die Möglichkeit zum Guten in sich enthält“. „Daß Gott es mit der Welt im Ganzen ebenso wie mit meinem persönlichen Leben gut meint“, sei „der Grundsinne des Schöpfungsglaubens“. Der Eindruck drängt sich auf, daß mit solchen Argumenten aus dem Glauben an die Schöpfung nur ein Glauben an den Schöpfungsglauben propagiert wird.

Huber liefert auch einen kurzen Abriss über den wissenschaftlichen Stand zur Erklärung des Universums. Dabei betrachtet er das Universum sowohl zeitlich als auch räumlich. Zeitlich, so folgert er, sei die Entwicklung des Universums zwar offen, aber nicht ewig. Hubers Ausführungen über den räumlichen Aspekt des Universums dürfte dann bei den meisten Physikern wohl lustiges Schenkelklopfen zur Folge haben. So schließt Huber aus der Einsteinschen Relativitätstheorie messerscharf, daß das Universum gekrümmt sei, und man deshalb, wenn man sich so lange wie denkbar in gerader Richtung durch das Universum fortbewegt, irgendwann zum Ausgangspunkt zurückkommt. Damit will Huber in mittelalterlich scholastischer Denkart darauf hinaus, daß das Universum sowohl zeitlich als auch räumlich begrenzt ist, also endlich und vergänglich sei, so daß man Ewigkeit und Unendlichkeit nur mit Gott verbinden könne.